

Seite 11  
1455 Steine  
Herbipolis

Seite 7  
96 Gedichte  
Al-Andalus

Seite 16  
1942 Pessach  
Novosibirsk

Beiträge zur  
deutsch-jüdischen  
Geschichte aus dem  
Salomon Ludwig  
Steinheim-Institut  
an der Universität  
Duisburg-Essen

15. Jahrgang 2012  
Heft 1

# KALONYMOS

## Anbruch „einer neuen und glücklichen Ära“?

200 Jahre Emanzipationsedikt in Preußen

Margret Heitmann

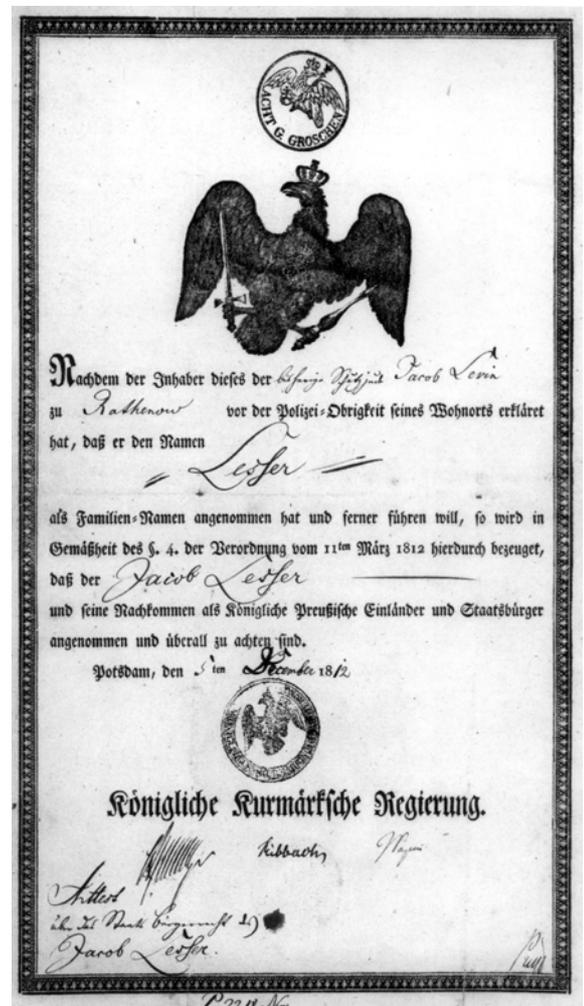
Das Edikt, das „die bürgerlichen Verhältnisse der Juden in dem Preußischen Staate“ regeln wollte, wurde am 11. März 1812 erlassen, genau 200 Jahre sind seither vergangen. Es hatte die politische Gleichstellung der Juden Preußens zum Ziel. Sie sollten endlich zu Staatsbürgern werden, unter Vorbehalt zwar, aber verglichen mit allen vorangegangenen Epochen versprach das königliche Edikt doch eine nie zuvor gekannte Freiheit des beruflichen und gesellschaftlichen Lebens. Das Gesetz wurde von Friedrich Wilhelm III. erlassen, der Preußen 43 Jahre lang regierte. In die erste Phase seiner Herrschaft fielen die Napoleonischen Kriege und die daraus folgende Umgestaltung Europas. Das friederizianisch-absolutistische Staatswesen hatte sich als unfähig erwiesen, Napoleons Vorherrschaft in Europa zu verhindern. Eine Konsequenz dessen war die völlige Umgestaltung des Staates auf dem Gebiet der Verwaltung, des Heeres- wie des Finanz- und Steuerwesens. Zur Reformgesetzgebung des Freiherrn Karl vom Stein und des Ministers Karl August von Hardenberg gehörte auch die Einführung der Städteordnung am 19. November 1808. Erstmals durften Juden an der Gestaltung des Gemeinwesens mitwirken. Der erste Gesetzesentwurf zur Emanzipation der preußischen Juden geht auf Minister Friedrich Leopold von Schrötter zurück, datiert auf den 22. Dezember 1808. Gebunden aber war die Gleichstellung an zahlreiche Bedingungen und Ausnahmegesetze, so dass man schwerlich von voller bürgerlicher Gleichstellung sprechen konnte. So ist es kaum verwunderlich, dass es noch mehrere Jahre dauern sollte, bis die bürgerliche und rechtliche Gleichstellung der Juden endlich in einem eigenen Gesetz verbrieft wurde.

Bis dahin galt in Preußen weiterhin das „Revidierte Generalprivileg und Reglement von 1750“,

ein mittelalterliches Schutzbriefsystem, das nur die wenigen „Generalprivilegierten“ den christlichen Kaufleuten gleichstellte: Eine dünne Oberschicht wohlhabender Kaufleute, Hofjuden oder Hoffaktoren, die zur Finanzierung der Staatshaushalte, insbesondere in Kriegzeiten, dringend gebraucht wurden. Den ordentlichen Schutzjuden – an einen Ort gebunden – war es nur gestattet, ihren Status auf zwei Nachkommen zu vererben. Außerordentlichen Schutz erhielten Personen der freien Berufe und Gemeindeangestellte, deren Aufenthalt auf ihre Amtszeit beschränkt war; der Handel war ihnen generell untersagt. Kaum noch rechtlich geschützt waren die Geduldeten wie Hausangestellte, deren Aufenthalt in einem Ort nur für die Dauer des Dienstverhältnisses gestattet war. Sie standen unter Heiratsverbot.

Im Laufe des 18. Jahrhunderts schafften einige Hofjuden den Aufstieg zu Bankiers. Es gab eine kleine Mittelschicht, im wesentlichen bestehend aus Klein-, Trödel- und Hausierhändlern; zehn Prozent waren „Betteljuden“, die

Bürgerbrief für Jacob Lesser, aus: I. Diekmann, B. Götze: Vom Schutzjuden Levin zum Staatsbürger Lesser, Verlag für Berlin-Brandenburg 2012.





Baruch Eschwege als Freiwilliger in Lützows wilder verwegener Jagd, 1813. Gemälde von Moritz Oppenheim.

sich stets nur kurz in einer jüdischen Gemeinde aufhalten durften.

Die ersten Reformversuche in den Jahren 1787 bis 1793 endeten mit der „Eingabe der 34 Königsberger Hausväter“ an den König vom 17. Januar 1793. Sie konnten in der bisherigen Gesetzgebung, zu der sie vielfach Stellung bezogen hatten, keinerlei Fortschritt erkennen: *Die Last der Auflagen, die solidarische Verbindung, die eingeschränkten Nahrungsweige, verbunden mit der Verachtung, die auf dem Namen Jude ruht, drücken unaufhörlich die Nation zu Boden, hemmen alle ihre Fortschritte, und machen ihre Lage immer misslicher und trauriger.*<sup>1</sup> 1788 hatte die vom Generaldirektorium, der höchsten Behörde des Innen- und Finanzministeriums, einberufene Reform-Kommission einen Entwurf vorgelegt, der zwar einige Erleichterungen enthielt, *aber gleichzeitig drastische Einschränkungen, die teilweise sogar hinter das Judenreglement von 1750 zurückfielen ...*<sup>2</sup>

Die zweite Reformperiode, überschattet von den Napoleonischen Kriegen, endete 1808. Als Napoleon Berlin besetzte, floh die königliche Familie samt Hofstaat und Regierung nach Königsberg. Hier wurden die Vorkehrungen für den Befreiungskrieg getroffen. Es seien nun, so Minister Schrötter, alle Kräfte im Lande zu mobilisieren, und so gelte es zu prüfen, ob Juden, die bisher keinen Kriegsdienst leisten durften, nicht auch dazu herangezogen

werden sollten. Zu prüfen sei ferner, ob es nicht möglich sei, dass Christen an dem überaus reichen Wohlstand, den Juden durch den Geldhandel erworben hätten, partizipieren könnten. Insgesamt aber gelangte Schrötter zu der Einsicht, dass Preußen sich nicht länger der in anderen europäischen Staaten weit fortgeschrittenen Emanzipation der Juden verschließen könne. Allgemeine Reformen sollten daher auch eine bessere Konstitution für Juden einschließen. Zu Schrötters Entwurf nahm auch Wilhelm von Humboldt Stellung. Für ihn wie für so viele andere hatte die Emanzipation nicht die Anerkennung der religiösen und kulturellen Eigenständigkeit der jüdischen Gemeinschaft zum Inhalt, sondern strebte deren Auflösung durch Integration in die christliche Gesellschaft an. Er schrieb: *Die jüdischen Individuen werden gewahrt werden, dass sie nur ein Ceremonial-Gesetz haben und eigentlich keine Religion hatten. Sie werden, getrieben von dem angeborenen menschlichen Bedürfnis nach einem höheren Glauben, sich von selbst der christlichen (Religion) zuwenden.*<sup>3</sup> Das Thema Erziehung und Unterricht bestimmte auch die weitere Diskussion in den Schriften der maßgeblich an der Emanzipationsgesetzgebung beteiligten preußischen Minister Karl vom Stein zu Altenstein und Karl August von Hardenberg. Beide zielten auf „Veredelung“ der Juden ab.

Schließlich wurde das Edikt Teil des preußischen Reformpakets. 1810 hob die Einführung der Gewerbefreiheit die Vorrechte der Zünfte auf; alle Bürger wurden einheitlich besteuert. Die endgültige Fassung des Emanzipationsedikts geht auf den liberalen Minister und Verfechter der Aufklärung Graf von Hoym zurück, der, von Christian Wilhelm von Dohm unterstützt, ein Verehrer Moses Mendelssohns war. Dohm hatte bereits 1781–83 den grundlegenden Traktat *Über die bürgerliche Verbesserung der Juden* veröffentlicht, der, gemeinsam mit Mendelssohns *Jerusalem oder über religiöse Macht und Judentum*, die rechtspolitische Diskussion in Preußen maßgeblich vorantrieb. Jüdischerseits ging die Initiative zur Gleichstellung von den Großgemeinden Berlin, Breslau und Königsberg aus. An besonders exponierter Stelle wirkte David Friedländer. 1750 als Sohn der wohlhabendsten Königsberger Familie geboren, lebte er von 1771 bis zu seinem Tod 1834 in Berlin. Er gründete eine Seidenfabrik und genoss einen ausgezeichneten kaufmännischen Ruf, dem er es verdankte, dass

man ihn zum Assessor des königlichen Manufakturkollegiums ernannte. Friedländer zählte zu den engsten Freunden und Schülern Moses Mendelssohns<sup>4</sup>, war Mitbegründer der Jüdischen Freyschule in Berlin und Mitherausgeber ihrer Schriften zur jüdischen Aufklärung, der Haskala. Für Friedländer war die bürgerliche Gleichstellung aufs engste mit einer innerjüdischen Reform verbunden.<sup>5</sup> Hiervon zeugt sein Engagement für die hebräische Zeitschrift *Ha-Meassef (Der Sammler)* ebenso wie das für eine (recht radikale) Reform des traditionell-religiösen Bildungswesens.

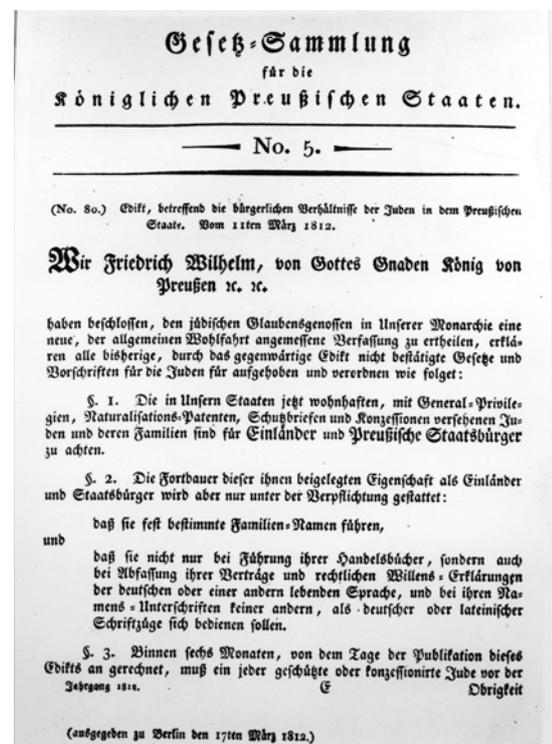
Als schließlich nach Jahren unermüdlichen Kampfes das Gesetz zur Emanzipation am 11. März 1812 erlassen wurde, konnte auch Friedländer ihm zum größten Teil zustimmen. In 39 Paragraphen waren Rechte und Pflichten der preussischen Juden festgeschrieben. Alle bisherigen Gesetze wurden aufgehoben und die mit Generalprivilegien, Naturalisations(Einbürgerungs)-Patenten, Schutzbriefen und Konzessionen versehenen Personen und ihre Familien zu „Einländern“ und preussischen Staatsbürgern ernannt. Voraussetzung war, dass sie feststehende Familiennamen annahmen, öffentliche Dokumente wie Handelsbücher und Verträge in deutscher oder einer anderen „lebenden“ Sprache zu verfassen und zu unterschreiben hatten. Innerhalb von sechs Monaten sollte bei den örtlichen Behörden der Familienname eingetragen und anschließend von der Bezirksregierung ein Einbürgerungszeugnis ausgestellt werden, das Juden die gleichen Rechte und Freiheiten wie der christlichen Bevölkerung garantierte. Das Gesetz bestimmte freies Niederlassungsrecht, Grunderwerb, garantierte Gewerbefreiheit einschließlich Handel. Man durfte heiraten, wen man wollte, (wobei gemischte Ehen von Juden und Christen unzulässig blieben).

Überschattet von den Befreiungskriegen und dem Friedensschluss von 1814/15, wurden im Edikt verbrieft Rechte teilweise wieder aufgehoben. Anwendung fand es ohnehin nur in den preussischen Kernländern, in Brandenburg, Schlesien, Pommern und Ostpreußen. Nach dem Sieg über Napoleon in den Befreiungskriegen, an denen auch Juden als Soldaten teilnahmen, wurde Europa auf dem Wiener Kongress 1815 territorial neu geordnet. In den Preußen zugeschlagenen Gebieten Rheinland, Westfalen, Sachsen und dem Herzogtum Posen blieb die alte Gesetzgebung weiterhin in

Kraft, d.h. hier fand das Emanzipationsedikt keine Anwendung. 1816 lebten in Preußen 124.000 Juden, von denen die Mehrzahl einen Antrag auf Einbürgerung gestellt haben dürfte.

Nur schwer konnten sich die jüdischen Gemeinden und die öffentlichen Behörden der wechselnden und oftmals widersprüchlichen Gesetzgebung anpassen. Widersprüchlich – denn obwohl die Gemeinden per Gesetz ihren Status als Körperschaft öffentlichen Rechts verloren hatten, blieb doch die Zugehörigkeit zu einer solchen die Voraussetzung für die Erlangung des Bürgerrechts. Beteiligt am Einbürgerungsverfahren waren neben den Antragstellern selbst die jüdischen Gemeinden vor Ort, die Bezirksregierung und das Ministerium des Innern Berlin. So gestalteten sich diese Verfahren so langwierig wie kompliziert: Begründungen, warum das Bürgerrecht in einer bestimmten Stadt beantragt wurde, Fragen zu Vermögensverhältnissen und zum Leumund des Antragstellers waren zu beantworten und ein Geburtsnachweis vorzulegen. Konnten die Kosten für die Einbürgerung nicht aufgebracht werden, so folgten Eingaben und Bittgesuche, von ihnen freigestellt zu werden. In den Akten des Ministeriums des Innern finden sich *wegen der Folge des Edicts vom 11. März 1812 von Juden nachgesuchten Ertheilung des Bürgerrechts und dem Erlaubniß zum Etablissement in der Stadt Glogau*<sup>6</sup> eindrucksvolle Einbürgerungs- und Niederlassungsanträge.<sup>7</sup>

Der gebürtige Glogauer Selig Moses Breslauer war mit 22 Jahren zu seinem Bruder nach England gezogen, da er *von ganz armen Eltern alhier geböhren aller Betriebsamkeit ohngezweifelt, nichts ... aufbringen konnte ...* Nachdem er dort zu bescheidenem Wohlstand gelangt war, beabsichtigte er, nach Glogau zurückzukehren, eine Familie zu gründen und sich von seinem „erworbenen Vermögen redlich zu nähren.“ Sein Gesuch wurde abgelehnt. Da er sich im Jahr 1812 nicht im Lande aufgehalten habe, lasse sich das





David Friedländer.  
Ausschnitt aus dem Bildnis von  
Caroline Bardua.

Edikt nicht auf ihn anwenden. *Er kann daher lediglich als Fremder betrachtet werden und muß sich in dieser Qualität zur Gewinnung des Staatsbürgerrechts ganz besonders legitimieren, auch die damit verbundenen Kosten tragen.*“

Großzügiger zeigten sich die Behörden im Fall der Gebrüder Hahn, dem Goldschmied Meyer Martin Hahn und dem Philosophen Dr. Elkan Marcus Hahn, die das ursprünglich zur Naturalisation notwendig anzuzeigende Vermögen von 5000 Reichstalern nicht besaßen und eine Naturalisationsgebühr von je 107 Talern zu zahlen hatten. Elkan Markus Hahn sah sich außerstande diese Summe aufzubringen und bat daher um Befreiung von der Abgabe. *Der besondere Schutz, welcher in den Königl. Preuß. Staaten den Künsten und Wissenschaften von je her zu Theil ward, und die liberalen Gesinnungen Eur. Exzellenz, lassen mich daher hoffen, dass ich nicht in die traurige Lage versetzt werden dürfte, zur Wiedererlangung des Bürgerrechts in meinem Vaterlande, meine seit 15 Jahren durch außerordentliche Sparsamkeit gesammelte mathematische Bibliothek, das einzige Werkzeug Frau und Kinder kümmerlich ernähren zu können, veräußern zu müssen.*

Die Bürgerrechtsanträge wurden sehr unterschiedlich behandelt. So hatten diejenigen, die in preußischen Ländern lebten, als das Edikt Rechtskraft erlangte, und ehemalige Teilnehmer an den Befreiungskriegen, kaum mit Schwierigkeiten zu rechnen. Problematischer aber war es für solche Antragssteller, die weder 1812 noch nach der Festsetzung des „Praejudicial-Termins“ vom Dezember 1816 – eine Ministerialverfügung, die untere Behörden fälschlich wie ein Gesetz handhabten – nicht vermögend waren, keinen Kriegsdienst geleistet hatten, über deren Lebenswandel nichts bekannt war und die keine „der Landes-Industrie ersprißliche Kunstfertigkeit“ besaßen. Viele der Antragssteller hatten aus finanzieller Not ihren Geburtsort verlassen müssen; entweder hatten sie von der Möglichkeit der Einbürgerung zu spät erst erfahren und sich in keine Bürgerliste rechtzeitig eintragen können oder die damit Beauftragten hatten es versäumt. Andere aber, vor allem arme, alleinstehende Frauen, nahmen an, dass das Gesetz für sie gar nicht gelte. Diese Fälle sah die Regierung vergleichsweise milde. So wurde dem nachträglichen Gesuch einer Zipora Moses stattgegeben: *Da es wohl nicht zulässig seyn dürfte diese arme, bereits*

*50 Jahre alte Jüdin von ihrem Geburts- und bisherigen Wohnort wegzuweisen, oder ihrem Schicksal zu überlassen.* Ähnliches galt auch für Rosalia Isaac, die wahrscheinlich nicht in die Liste eingetragen wurde, „weil sie schwerhörig ist, die Sache nicht verstanden hat, und sich keiner ihrer annahm.“ Diejenigen aber, die schon lange im Ausland lebten oder nicht aus Preußen stammten, hatten den Nachweis eines „beachtlichen“ Vermögens zu erbringen, das auch zukünftig ihre finanzielle Absicherung garantieren würde.

An der Einbürgerung des Kantors Samuel Isaac Löwe aus Schwersenz in Posen hatte sowohl die Glogauer jüdische Gemeinde als auch die Regierung ein besonderes Interesse. Da die Kantorenstelle seit Jahren nicht besetzt war, hielten sich die Glogauer Juden Privatsynagogen, statt die öffentliche Synagoge zu besuchen. Die Zersplitterung der Gemeinde hatte zur Folge, dass der Hauptsynagoge erhebliche Summen an Spendeneinnahmen fehlten, die die Gemeinde aber zur Tilgung ihrer hohen Schulden benötigte. Kantor Samuel Isaac Löwe sollte ein Vermögen von 5000 Talern nachweisen. Da er nur über 2000 verfügte, erklärte sich die Gemeinde bereit, die fehlenden 3000 Taler zu übernehmen. Davon aber wollte Löwe keinen Gebrauch machen. In einem Schreiben legten die Gemeindeglieder die Dringlichkeit von Löwes Naturalisation dar, *damit die Gemeinde bald mit einem Cantor versorgt und dadurch einem der dringendsten Bedürfnisse derselben abgeholfen werde, wodurch endlich der lang entbehrte feierliche Gottesdienst so wie die früher bestandene Einigkeit der Gemeinde wieder hergestellt, und die durch eine Schuldenlast von 42000 Rthltn. veranlaßte Zerrüttung der finanziellen Verhältnisse derselben, durch Erweckung religiöser Gefühle und Gemeingeist ... verbeßert werden, indem wir, aller angewandten Mühe und Kosten ungeachtet ein solches Subject in der Königl. Monarchie bis jetzt vergebens gesucht haben ...* Dem Gesuch Löwes wurde stattgegeben.

Über zehn Jahre fast erstrecken sich die Einbürgerungsverfahren, ein verwaltungstechnischer Aufwand, der den Eindruck erweckt, als habe es einen gesamtgesellschaftlichen Konsens über die Anerkennung von Juden als gleichwertige Bürger gegeben. Doch parallel dazu wurden immer wieder antijüdische Stimmen laut, wurden judenfeindliche Aktionen angezettelt. Den Juden sollten nicht mehr Rechte als im alten Generalprivileg von 1750 fest-

gelegt, zugestanden werden. Auch scheute man sich nicht, ihre Ausweisung zu fordern.

In Preußen stand einer recht aufgeklärten Beamtenschaft, repräsentiert durch die Minister von Hoym und von Hardenberg, eine konservative Elite gegenüber, die sich in Berlin zur „Christlich-deutschen Tischgesellschaft“ (1811) zusammengefunden hatte. Mitglieder waren der Philosoph Johann Gottlieb Fichte, die Dichter Heinrich von Kleist, Clemens Brentano, Achim von Arnim und der Theologe Friedrich Schleiermacher. Ihre Statuten legten fest, dass kein Jude, auch kein getaufter, noch ein Nachkomme, Mitglied werden konnte. Von Arnim ließ sich aufs Übelste über ihre angeblichen physischen Kennzeichen aus, ihre moralische Verderbtheit, ihre schier unermessliche Geldgier. Jakob Friedrich Fries, Heidelberger Philosoph, forderte unter dem Titel „Über die Gefährdung des Wohlstandes und Charakters der Deutschen durch die Juden“, (Heidelberg 1816), dass man sie „ausrotten“ möge.

Auf Anforderung der Berliner Regierung berichteten die Provinzregierungen des preußischen Staates 1824 über die *Feststellung der bürgerlichen Verhältnisse der Juden in allen Provinzen und Landesteilen der Monarchie...* Der Bericht der schlesischen Stände schildert alle hergebrachten Vorwürfe und Klagen „mit den grellsten Farben“. Er dokumentiert, wie mit religiösen Vorurteilen, aufklärerischen und naturwissenschaftlichen Scheinargumenten, unter Ausnutzung wirtschaftlicher und sozialer Ängste der christlichen Bevölkerung, die alte Sonderstellung der Juden festgeschrieben werden sollte. Das Edikt von 1812 sahen die schlesischen Landtagsabgeordneten als „philanthropische Täuschung der Zeit“, das Ziel der Emanzipation als gänzlich verfehlt an.<sup>8</sup>

Vor diesem Hintergrund waren die Unsicherheiten der jüdischen Gemeinden nur zu verständlich. Viele ihrer Mitglieder nutzten daher die Chance, sich in anderen Städten eine neue Existenz aufzubauen, wodurch gerade die ärmsten Gemeinden ihre potenteren Mitglieder verloren. Da die Gemeinden nur noch den Rechtsstatus eines Gesellschaftsvereins innehatten, hemmte die Rechtsunsicherheit das Gemeindeleben. Erst das Gesetz vom 5. Dezember 1848 gestand ihnen die gleichen Rechte wie den christlichen Gemeinden zu. Nicht endgültig geregelt war auch Paragraph 9: *Inwiefern die Juden zu anderen öffentlichen Bedienung und*

*Staats-Aemtern zugelassen werden können, behalten Wir Uns vor, in der Folge der Zeit, gesetzlich zu bestimmen.*

Damit blieben Juden von höheren Ämtern im Staatsdienst faktisch ausgeschlossen. Die Nachwirkungen dieses Paragraphen waren auch ein Jahrhundert später noch zu spüren: Hohe Positionen im Militär waren ihnen weitgehend verwehrt; als ebenso schwierig erwies sich das Bemühen, eine Universitätsprofessur zu erlangen. Wenn der Psychologe William Stern seinem Freund, dem Philosophen Jonas Cohn, 1919 mitteilt, dass seine Bewerbung aussichtslos sei, da es in Hamburg schon zwei jüdische Professoren gäbe und die Universität trotz Revolution nicht mehr verkräften könne, so ist dies kein Einzelfall.

Das Emanzipationsedikt war seinerzeit – auch wenn es hinter dem Frankreichs von 1791 zurückblieb – eines der modernsten Europas; es fand Eingang in die Verfassung des Norddeutschen Bundes 1869 und in die Reichsverfassung von 1871. Der preußische Staat hörte 1945 de facto auf zu existieren.

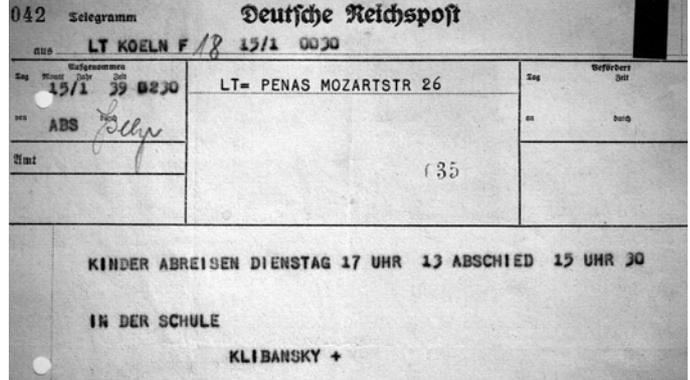
Auch heute noch ist Einbürgerung ein Verwaltungsakt und nicht ohne gesellschaftspolitische Brisanz. Die jüdischen Einwanderer aus der ehemaligen Sowjetunion, die als sogenannte Kontingentflüchtlinge, d.h. auf der Rechtsgrundlage der Genfer Flüchtlingskommission, nach Deutschland kamen, mussten u.a. den Nachweis erbringen, dass sie jüdisch seien. Die Nationalitätenzuordnung war im Pass mit „jüdisch“ vermerkt, eine Zuordnung, die die Gemeinden, die sich auf das alte halachische Recht bezogen, Jude ist, wessen Mutter jüdisch ist, nicht anerkannten.

Selbst die Einbürgerungsverfahren haben sich nicht wesentlich geändert. Das „Reichs- und „Staatsangehörigkeitsgesetz“ vom 22. Juli 1913 wurde erst mit Wirkung vom 1. Januar 2000 in „Staatsangehörigkeitsgesetz“ umbenannt. Der Besitz der Einbürgerungsurkunde ist auch heute noch der rechtliche Nachweis der Staatsangehörigkeit, nicht etwa Pass oder Personalausweis.

Und es muss hier nicht eigens betont werden, dass auch eine heute bewegende Frage wie die der gesellschaftlichen Akzeptanz des „Anderen“ und der Menschen „mit Migrationshintergrund“ ein aktuelles, ein allzu oft schmerzlich brennendes Thema bleiben wird.

#### Anmerkungen

1. Ismar Freund, Die Emanzipation der Juden in Preußen unter besonderer Berücksichtigung des Gesetzes vom 11. März 1812. Ein Beitrag zur Rechtsgeschichte der Juden in Preußen, Zweiter Band: Urkunden, Berlin 1912, S. 91.
2. Julius H. Schoeps, David Friedländer. Freund und Schüler Moses Mendelssohns, Hildesheim u.a. 2012, S. 197.
3. Siehe Ismar Freund (Hg.), Die Emanzipation der Juden in Preußen...Band 2, S. 276.
4. Vgl. die jüngst erschienene Biografie: Julius H. Schoeps, David Friedländer. Freund und Schüler Moses Mendelssohns, Hildesheim u.a. 2012.
5. Uta Lohmann, David Friedländers Reformpolitik im Zeichen von Aufklärung und Emanzipation der Juden in Preußen, Diss. phil. (Univ. Duisburg-Essen 2012), Veröffentlichung in Vorbereitung.
6. Geheimes Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz Berlin, Ministerium des Innern, Rep. 77 (M= vormals Deutsches Zentralarchiv Dienststelle Merseburg), Tit. 1021, Nr. 3. Die folgenden Gesetze sind diesem Bestand entnommen.
7. Vgl. Franz D. Lucas, Margret Heitmann, Stadt des Glaubens, Geschichte und Kultur der Juden in Glogau, Hildesheim u.a., 2. verb. Aufl. 1992.
8. Geheimes Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz Berlin, Ministerium des Innern, Rep. 77, (M) XXX. Juden-Sachen-Generalia, Nr. 75.



# Rettende Insel

## Kindertransporte aus Rheinland und Westfalen nach England 1938/39

**S**ommer 2009: Am Steuer ihres betagten Kleinwagens fährt Lore Robinson von London nach Köln – nonstop! Die ehemalige Jawneschülerin (Jahrgang 1924) besucht hier das kleine Museum des *Lern- und Gedenkorts Jawne* am Erich-Klibansky-Platz. In der

Sie stammten aus der gesamten Region zwischen Aachen, Bonn, Wuppertal und Dortmund, und fanden nun eine erste Heimat in der Fremde in den sogenannten Jawne-Hostels in London, Liverpool und Manchester.

Viele nordrhein-westfälische Gedenkstätten, Stadtarchive, engagierte Schulklassen sowie Forscherinnen und Forscher hatten schon Dokumente und Berichte von Menschen gesammelt, die mit einem der Kindertransporte gerettet worden waren. Doch fehlte es bisher an einer Zusammenschau der Forschungsergebnisse und an einer Plattform für die pädagogische Arbeit.

Vor diesem Hintergrund konnte 2010, unterstützt von der Landeszentrale für politische Bildung NRW, das Forschungs- und Ausstellungsprojekt *Kindertransporte aus Nordrhein-Westfalen des Lern- und Gedenkorts Jawne im Verein EL-DE-Haus e.V.* starten. Noch im gleichen Jahr fuhren die Mitarbeiter mehrfach zu Besuchen und Interviews nach England; im Januar 2012 folgte eine Recherche nach Israel.

Die Projekt-Webseite erlaubt es nun, mit ersten Ergebnissen zu arbeiten. Das Material ist insbesondere für Schulklassen und Jugendgruppen aufbereitet. So finden sich Lebensgeschichten von Frauen und Männern, die als Kinder und Jugendliche (bzw. im Fall von Feo Kahn als junge Lehrerin) 1938/39 aus dem heutigen Nordrhein-Westfalen nach Großbritannien emigrieren mussten und die heute in England leben. Und natürlich auch Erinnerungen von Lore Robinson: *Kurz vor dem Krieg kam ein Brief: Wir haben gerade von Berlin gehört, Lore kann in vier Tagen mitfahren. Das war am 20. Juni 39. Und schnell packen, die Eltern sind zum Bahnhof gegangen, sie haben gewinkt, und wir saßen im Zug und sind abgefahren. Meine Eltern hatten ein Affidavit für Amerika, wir sollten auch nach Amerika gehen, es war alles arrangiert, und wir waren optimistisch. Niemand dachte, dass es nicht klappen würde ...*

Ursula Reuter / Cordula Lissner

„Kindertransporte aus NRW“ – Ein Projekt und eine Website des Kölner Lern- und Gedenkorts Jawne (www.kindertransporte-nrw.eu)



Dauerausstellung findet sie ein Foto von sich als Schülerin kurz vor der Abreise nach England im Juni 1939. Weitere Fotos zeigen „Feo“ – Mitte der 1930er Jahre die jüngste Lehrerin im Jawne-Kollegium. Feodore Kahn, geb. Joseph, so erklärt uns ihre frühere Schülerin, bereite sich gerade auf ihren hundertsten Geburtstag vor und wir müssten unbedingt nach London kommen, um sie zu besuchen. Das war der entscheidende Anstoß, der bisher kaum bekannten Geschichte der Kindertransporte nachzugehen.

Nach den Novemberpogromen 1938 gelang es, für mehr als 10.000 Kinder und Jugendliche die Flucht aus dem deutschen Herrschaftsbereich nach Großbritannien zu organisieren. In der Mehrzahl waren es jüdische Kinder, unter ihnen befanden sich aber auch katholische, evangelische und konfessionslose Kinder jüdischer Herkunft. Neben der Jugend-Aliyah nach Palästina waren diese „Kindertransporte“ die wichtigste Initiative, junge Menschen vor der nationalsozialistischen Verfolgung zu retten. Die Zeitspanne war kurz: Der Ausbruch des Zweiten Weltkriegs 1939 machte die Fortsetzung dieser Rettungsaktion unmöglich.

Die Geschichte der Kindertransporte aus Rheinland und Westfalen ist eng mit der Geschichte des Kölner Reform-Realgymnasiums *Jawne*, der einzigen weiterführenden jüdischen Schule zwischen Rhein und Ruhr, verbunden: Im organisatorischen Rahmen des Kindertransports brachte der Direktor der *Jawne*, Dr. Erich Klibansky, zwischen Januar und Juli 1939 etwa 130 Schülerinnen und Schüler, zum großen Teil im Klassenverband, nach England.



Koffer-Anhänger

Telegramm zur Abreise des ersten Jawne-Kindertransports vom 15. Januar 1939. Circa 30 Schüler der Unterstufe reisten am 17. Januar 1939 vom Kölner Hauptbahnhof ab.

Feo Joseph Die Englisch- und Französisch-Lehrerin vor der *Jawne*, um 1938 Bewohner des *Jawne-Hostel* Liverpool, Sommer 1939

Bildnachweis: NS-Dokumentationszentrum der Stadt Köln, Sammlung Corbach sowie Zia Marchand, London (Telegramm)



# Rosenzweigs Sechsendneunzigstes

Michael Brocke

Im Werk Franz Rosenzweigs (1886–1929) nehmen die Übersetzungen von „Hymnen und Gedichten“ des großen hebräischen Dichters aus Al-Andalus, Jehuda Halevi (ca. 1080–1141), eine Schlüsselstellung ein. Sie verbinden seine ersten, fast noch privaten „hausliturgischen“ Übersetzungen mit der unvergleichlich wirkmächtigeren Verdeutschung der „Schrift“, an der er von 1925 bis zu seinem Tod mit Martin Buber arbeitet. „Die Schrift deutsch“ trifft auch heute noch, 50 Jahre nach ihrer Vollendung 1961, auf kritische Aufmerksamkeit und treue Nutzer, wenn sie nun auch, historisch geworden, allmählich in den Hintergrund gerät.

Nicht weniger umstritten als die Bibelübersetzung waren die Verdeutschungen von Hymnen und Gedichten Jehuda Halevis. Sie erschienen zwei Mal, 1924, *Sechzig Hymnen und Gedichte ...*, Konstanz, und 1926/27, *Zweiundneunzig ...*, Berlin, zu Lebzeiten Rosenzweigs. In den *Gesammelten Schriften* der 1970er und 80er Jahre gab Rafael Rosenzweig (1922–2001) sie erneut heraus, nun durch die hebräischen Originale ergänzt: *Fünfundneunzig Hymnen ...* (Dordrecht 1983). Er zählte drei, aber bereits 1926 in Exkursen veröffentlichte Stücke hinzu, und teilte mit, sein Vater habe damals noch eine weitere Ausgabe mit einhundert Schöpfungen Jehuda Halevis geplant. Ein dafür vorgesehene Gedicht sei Ende 1926 auch bereits fertig übersetzt gewesen. Leider aber habe er es nicht ausfindig machen können.

Jetzt jedoch hat es sich endlich wiederfinden lassen, dies dreiundneunzigste Gedicht von 100 (oder sechsendneunzigste von 100 plus drei). Nach 85 Jahren wird es zum zweiten Mal veröffentlicht. Franz Rosenzweig hatte es damals der orthodoxen Monatsschrift *Jeschurun* fürs erste Heft des Jahrgangs 1927 überlassen, vorläufig mit dem Anfangswort, „Wenn“, betitelt. Sonst hatte er stets eine Überschrift eigener Wahl darüber gesetzt; auch hat es keine der gehaltvollen „Anmerkungen“ mehr erhalten.

Würde Rosenzweig für *Einhundert Hymnen und Gedichte* die strenge Symmetrie ihrer vier Abteilungen: *Gott. Seele. Welt. Zion* gewahrt haben, von denen jede also zuvor 23 Stücke enthalten hatte, so hätte er jeweils zwei weitere Gedichte des

fruchtbaren Poeten, Arztes und Philosophen hinzugefügt. „Wenn deinem Gott allein du ...“ fände dort Platz inmitten der Gesänge der Seele, denn es ist eine Rede an die Seele. Der Mensch hält seiner Seele, seinem Selbst (7. Strophe, Zl. 13), eine Mahn- und Scheltrede, *tokhecha*, die Textsorte, die es in „Seele“ sonst nicht gibt.

Für Shulamit Elizur, deren Kursen zur weltlichen hebräischen Dichtung im muslimischen Spanien (Hrsg. The Open University, Israel) wir das Original entnehmen mussten – gibt es doch noch keine halbwegs vollständigen Ausgaben der Dichtung Jehuda Halevis – steht dieses Gedicht auf der Grenze zwischen *schirat hachol*, weltlicher, und *schirat haqodesch*, religiöser Dichtung. Vielleicht ein Grund, warum Rosenzweig es erst spät in seine vierfach gegliederte Architektur, ganz aus *schirat haqodesch* erbaut, aufnehmen wollte?

Die Sprache dieser Übersetzungen befremdet uns heute nicht weniger und nicht mehr, als sie einst zahlreiche Zeitgenossen Rosenzweigs befremdet hat. Sie räumt radikal auf mit den zahllosen Nachdichtungen im Deutsch der Familienblätter. Die sich ohne Rücksicht auf Reim und Metrum des Originals geben, als sei Jehuda Halevi ein zeitgenössischer deutscher Dichter oder Verfasser von Kirchenliedern. Zorn und Spott schüttet sein lezenswert belehrendes, inspirierend „schnoddriges“ Nachwort (O-Ton Rosenzweig) über fast alle Vorgänger aus. „Wer nicht dichten kann, der soll auch das „Nachdichten“ bleiben lassen“. „Dass Dinge, die uns fremd sind, es unter Umständen aus Stilgründen sein können, will dem Nachdichter nicht in den Kopf, wie ihm überhaupt der Begriff des Stils unsympathisch ist. Sein Ehrgeiz ist, den Monumenten der Vergangenheit und der Fremde das „Gewand unserer Zeit“ anzuziehen.“ „Sie übersetzen, wie ein Mensch redet, der – nichts zu sagen hat. Da er nichts zu sagen hat, braucht er auch der Sprache nichts abzuverlangen, und die Sprache, der ihr Sprecher nichts abverlangt, erstarrt zum Mittel der Verständigung ...“ (S. 154/155 der zweiten Ausgabe.)

Rosenzweig will, dass die Sprache „nachher“ anders aussieht als „vorher“. Er unterwirft sich dazu dem Original, will dessen Wortschatz gewichten,

Wenn deinem Gott allein du harrst entgegen,  
wie könnte dich der Tand der Welt erregen!

Wenn du in Wahrheit auf den Namen Gottes traust,  
so sorg nicht, jauchze nicht des Weltlaufs wegen.

Doch so ists nicht! nein, wohnend in der Lüste Grab  
verweigerst Zucht du, willst nicht überlegen!

Im Dunkeln wohnst du, siehst des Lichtes Ort nicht – wie  
willst Gut und Böses du auseinanderhegen?

Nah ist dein Flug von hinnen! wähl der Wahrheit Pfad.  
Was schweifst du rechts und links zu Seitenwegen!

Die Tage trügen dich! eh noch ihr Trug gelang,  
betrüge sie! So bist du überlegen.

Such Erbe für dich selbst, das ewig du ererbst,  
lass, was dir nur erwirkt des Erben Segen.

FRANZ ROSENZWEIG  
DES JEHUDA HALEVI  
SECHSUNDNEUNZIGSTES GEDICHT

**אם לאלהיך לבד תוחילי – / למה למקרה הזמן תחילי?**

Im le'elohajikh lewad tochili – / lamah lemiqreh hasman tachili?

**אם באמת על שם אדני תבטחי – / אל תדאגי לזמן ואל תגילי!**

Im be'emet 'al schem adonai tiwtchi – / al tidagi lisan ve'al tagili!

**לא כן, אבל שכנת קברות תאנה, / ותמאסי מוסר ולא תכילי.**

Lo khen, awal schakhant qiwrot ta'avah, / vatimassi mussar v'lo takhili.

**שכנת מחשכים ולא ראית מקום / האור, ואין בין טוב לרע תבדילי?**

Schakhant machschakim v'lo ra'it meqom / ha'or, v'ejkh bejn tow lera' tawdili?

**קרב נדודך, בחרי דרך אמת, / מה תאמיני עוד ומה תשמילי?**

Qaraw ndodekh, bachari derekh emet, / mah ta'amini 'od umah tasmili?

**בן יבגדו ימים, וטרם יבגדו – / אם תבגדי בהם אזי תשכילי.**

Bakh jiwgedu jamim, veterem jiwgedu – / im tiwgedi wahem asaj taskili.

**דרשי לנפשך נחלה שתנחלי / לעד, ועזבי את אשר תנחילי!**

Dirschi lenafschekh nachalah schetinchali / la'ad, ve'iswi et ascher tanchili!

Unseren Leserinnen  
und Lesern  
wünschen wir  
Chag Sameach zu Pessach  
und Frohe Ostern!

Reim und Metrum wahren, auf dass das Deutsche bereichert werde, indem es „umgefremdet“ wird. Es sei, so hat man gesagt, die Übersetzung ganz deutsch, nur deutsch, aber ein Deutsch, das noch nicht gehört worden ist, noch nicht gehört werden konnte. Uns Lesern fällt es nicht leicht, in dieses Deutsch hineinzufinden, verlangt es ihm doch auch ein Verständnis des Stils ab, des hebräischen „Musivstils“ (d.h. der alles durchziehenden biblisch-hebräischen Intertextualität an Anspielung und Zitat). Es ist also unumgänglich, der Sprache alles abzuverlangen, will man „nur“ übersetzen, nicht länger mehr „nachdichten“.

Rosenzweig muss dementsprechend auch seine Leser dazu bringen, nein, sie zwingen, alle Vokalsilben sozusagen „georgescht“ (à la Stefan George) zu lesen, mit „gleichschwebender Betonung“, ohne doch den sephardischen Wortton auf dem Wortende gänzlich aufzugeben. Doch lässt sich die Fremdheit des Metrums nicht völlig überwinden, denn sie ist weit größer als die des Reims. Ziel des Übersetzers ist, das Deutsche mit einer fremden Rhythmik zu bereichern. Kein Wunder darum, dass all das, Wortschatz, Reim und Metrum zu meistern, nicht immer gelingt. Rosenzweig gibt in den „Anmerkungen“ öfters entschuldigend zu, dass er sich notgedrungen „kleine Freiheiten“ erlauben musste, die aber „harmlos“ seien „gegenüber den Cancans der Nachdichter“.

Auch hier einen solchen Cancan auf- und anzuführen, um ihn der trunkenen Nüchternheit Rosenzweigs gegenüberzustellen, nun, auch das sei *Kalonymos* heute einmal gestattet. Auf dass der Leser kräftiger noch wahrnimmt, was Rosenzweigs Übersetzen vom Nachdichten scheidet, in diesem Fall von dem seines Lieblingsgegners: Rabbiner Dr. Emil Cohn, zugleich der fruchtbare Schriftsteller Emil Bernhard (1881–1948). Warum gerade er? Schon der junge Berliner Religionslehrer begann Gedichte von Jehuda Halevi zu übertragen. Deren mit über 80 Stücken reiche Ernte erschien 1920: Emil Bernhard, *Jehuda Halevi. Ein Diwan*. Nicht zuletzt dieser bibliophilen Sammlung verdanken wir, dass der schwer erkrankte Rosenzweig, gehörig verärgert, sich intensiv auf sein „nur“ übersetzen warf, wollte und konnte er das doch weitaus besser machen. So entstehen in den frühen zwanziger Jahren nach und nach die „Sechzig“ und die „Zweiundneunzig“, bis die noch anspruchsvollere Mitarbeit an der „Schrift deutsch“ und die fort-

schreitende Lähmung seine Energien aufzehren. „Wenn deinem Gott allein du harrest ...“ ist die jüngste, die letzte seiner Jehuda Halevi-Übersetzungen.

Da es hierzu keine der „Anmerkungen“ Rosenzweigs gibt, die für seinen schärfsten Kritiker, Gershom Scholem, „doch für sich stehen“, wollen die folgenden Bemerkungen zum Verständnis beitragen.

Zl. 2 „Tand der Welt“ – ist wohl dem selbst auferlegten Zwang, auf das Metrum Rücksicht zu nehmen, geschuldet – darum ja auch die vielen Einsilber und Zweisilber. Das hebr. *miqre hasman* ist das wechsellvoll-zufällige Geschehen, die Zeitläufte. Immerhin aber sagt der Übersetzer beim zweiten Auftreten von *smān* in Zl. 4: „... des Weltlaufs“ und fängt so den Sinn wieder ein.

Wie denn Rosenzweig überhaupt sensible Sorgfalt walten lässt und sich unermüdlich zu Genauigkeit ruft, (was auch uns zuweilen anstrengt). Hier zu sehen etwa an der Wahrnehmung des Binnenreims in Zl. 1, *tochili / tachili*: entgegen / erregen, oder an der zwar zweimaligen, aber differenzierenden Benutzung von „überlegen“ (Zln. 6 u. 12), dessen Vorlagen ja immerhin zwei der drei Konsonanten, *kaf* und *lamed*, gemeinsam haben. (*takhili* – wörtlich: einbegreifen, umfassen. *taskili* – wissend, klug werden.)

Zl. 9, „Flug von hinnen“ – *nedod* meint das unsterbliche Flüchtige, das Entschwinden, den Flug der Taube, den Tod, der die Seele entfliehen lässt.

Rosenzweig hat absichtlich nicht, wie wissenschaftlich üblich, die Quellen des Dichters, biblische Zitate und Anspielungen, einzeln nachgewiesen. Die mittelalterliche hebräische Dichtung ist „klassisch“, da sie sich auf das biblische Hebräisch beruft und stützt, die Innovationen der liturgischen Dichter der Spätantike hingegen von sich weist. So meinte Rosenzweig, dass sich doch die biblische Anspielung im Deutschen nicht allzu selten noch vernehmlich mache. Kaum ein Jahrhundert später gilt das nicht mehr. Doch ist hier nicht der Ort, um auf die biblischen Leihgaben und Anspielungen hinzuweisen. Als Beispiel sei genannt in Zl. 5 „... der Lüste Grab“, was auf eine der Stationen der Wüstenwanderung Israels anspielt: „... und man nannte den Ort *kiwrot hataava*, denn dort begrub man das lüsterne Volk“ (Numeri 11,34 u. öfter).

Wird dem nun Emil Bernhards Nachdichtung

„Wenn du allein des Herren harrst ...“ entgegengehalten, so mag man nicht mehr viel dazu sagen. Beim zuletzt genannten Beispiel etwa verstummt die Resonanz der Schrift, denn die im Hebräischen unüberhörbare Anspielung, die sich auch im Deutschen noch – eine gewisse Schriftkenntnis vorausgesetzt – erahnen lässt, zerfällt in „Bretter“ und „Särge“.

Dass das ganze Gedicht die Seele anredet, ist nicht mehr vernehmlich (vielmehr: „Wie ist's mit deiner Seele?“), erst gegen Ende wird das *l'nafshekh* (= du selbst) zu „Ach, gute Seele“. Statt der Unterscheidung von „Gut“ und „Böse“ nurmehr die von „Lust“ und „Jammer“. Anstelle von: „(Such Erbe für dich selbst, das) ewig (du ererbst)“: *la'ad*, für immer, auf ewig – heißt es hier: „... siehe zu, Ein Künft'ges zu erwerben.“ Ewig ist nicht künftig.

An dieser Kontrastierung wird unmittelbar sichtbar, dass Gleichgültigkeit angesichts der „Intarsien“ des Musivstils („inlaid style“), dass Missachtung von Reim und Metrum, dass Ignoranz der Formen und literarischen Gattungen, die die Welt des jüdisch-arabisch-spanischen Dichters bilden, dass diese Indifferenz aller „Form“ gegenüber auch „Inhalt“ und Aussage des Gedichts verändert, verstört, ja es zerstört.

Nicht länger also verwundert der Ingrim des Übersetzers. Sein Wunsch war, dass niemand von seinen „Nachfolgern auf diesem Gebiet mehr den Mut der Trägheit haben möge, hinter dem hier erreichten Maß der Genauigkeit zurückzubleiben. Die Entschuldigung, dass es ‚nicht geht‘, steht nun keinem mehr zur Verfügung.“ (S. 168). Dass er aber keine „Nachfolger auf diesem Gebiet“ in deutscher Sprache haben würde, konnte er kaum ahnen. Dass seine Nachfolger jedoch Amerikaner sein würden, die seine Verdeutschungen und Anmerkungen aufwendig ins Englische zu übersetzen bemüht sind, und das nicht nur einmal – würde es ihn freundlich überraschen?

Uns Heutigen fällt es leicht, über Emil Bernhards *Diwan* den Kopf zu schütteln und nicht in seine Fußstapfen zu treten. Wer aber vermag es, Rosenzweigs „Genauigkeit“ aus der hebräischen Dichtung hinaus in die deutsche Sprache dieses Jahrhunderts zu übertragen, ihr aufs Neue noch Ungehörtes abzuverlangen? Einstweilen muss das noch zu Findende tragen, darf die Freude des Wiederfindens herhalten.

Wenn du allein des Herrn harrst,  
Was ängsten dich die Zeiten?  
Lebt er in deiner heißen Brust,  
All irdisch Leid, all irdisch Lust,  
Was kann es dir bedeuten? . . .

Du aber harrest nicht und ruhst  
Schon wie im Grab, im kalten:  
Die Bretter deiner Leidenschaft,  
Die Särge deiner Sinnhaft —  
Sie halten dich, ja halten . . .

Schon moderst du im finstern Loch,  
Kein Licht in deiner Kammer:  
Wo ist dein Gut, wo ist dein Glück?  
Wie kann im Dunkeln je dein Blick  
So scheiden Lust und Jammer?

Es kommt der Tod, dein Leib zerfällt:  
Wie ist's mit deiner Seele?  
Rechts oder links: Wie stehest du?  
Rechts oder links: Wie gehest du?  
Nun wähle, Lieber, wähle!

Die Wahrheit wähle! Tu es, tu's!  
Denk', wie die Zeiten lügen!  
Laß dich nicht irren, dort und hier,  
Betrüge sie, betrüge sie,  
Bevor sie dich betrügen.

Ach, gute Seele, siehe zu,  
Ein Künft'ges zu erwerben:  
Gib alles hin mit leichtem Mut,  
Gib hin den Erben all dein Gut,  
Und werde selbst zum Erben!

Emil Cohn (Bernhard)  
Fassung von 1907

# Buchgestöber

## Ein Monument der Monumente

1455 geraubte Grabmale in Bruchstücken, auf die Jahre 1147 bis 1346 datiert, entdeckt 1987. Gewogen: 72 t. In 4271 kostenlosen Arbeitsstunden von 175 StudentInnen der Kath.-Theol. Fakultät der Uni Würzburg gereinigt, registriert und sorgfältig fotografiert. In drei Bänden mit 2500 Seiten ediert und kommentiert.

Ungeachtet ihres Preises wird der eine oder andere dezidierte Enthusiast mittelalterlich-askenasischen Sacherbes diese Summa bewältigen wollen, auch wenn die edle Last sich kaum auf dem Schreibtisch bändigen lässt, wiegt sie doch fast 10 (zehn) kg. Vorschläge zur verlustfreien Diät? Zu spät. Wie leicht aber ließe sich das Übergewicht durch Verzicht auf übergroße Abbildung von kaum noch Zeichen aufweisenden Brocken, auf übergroße Drucktypen und auf weite, weiße Leerflächen verringern! Und stünde der noch frisch wirkenden steinernen Kalligraphie nicht auch eine entsprechend noble und geschmackvolle Typografie zu?

Die vier Autoren, Karlheinz Müller, Avraham (Rami) Reiner und Simon Schwarzfuchs sowie die Paläographin Edna Engel bieten umsichtige Einführungen (Geschichte der Gemeinde, ihres Friedhofs, seiner Zerstörung, der Bergung der verbauten Steine und mehr: K. Müller; Blicke auf Entwicklung der Friedhöfe und auf die Würzburger Steine insgesamt: S. Schwarzfuchs, U Bar-Ilan, englisch). Titel, Funktionen, ehrende Bezeichnungen, Segensformeln und Stil der Inschriften bearbeitet A. R. Reiner (U Beersheva, englisch), der auch für die Edition und ihre hebräische Kommentierung verantwortlich zeichnet, in den Worten von K. Müller: die „highlights“ des Ganzen. Eine wertvolle Besonderheit der Zusammenarbeit ist, dass Reiners konziser Kommentar von Müller ins Deutsche übertragen und dabei erweitert worden ist, so dass der nicht judaistisch gebildete, allein deutschsprachige Leser recht versteht, worum es jeweils geht.

Die paläographische Analyse, die es ermöglicht, die Mehrzahl der ohne Daten überkommenen Fragmente, auf ca. zwei Jahrzehnte genau, zu datieren, verdankt sich Edna Engel (U Jerusalem), auch dies ein willkommener Beitrag, methodisch beispielgebend über Würzburg hinaus.

Das Werk dieser Autoren und ihrer studentischen Helfer präsentiert also die vielleicht europäisch wichtigste Entdeckung bisher unbekannter mittelalterlich-jüdischer Sach- und Gedenk-Kultur.

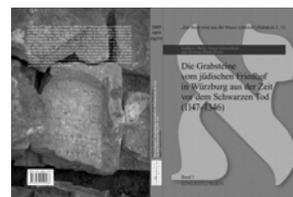
Es ist eine spannende Geschichte, wie im Januar 1987 beim Abriss eines umgebauten Klosters, des „Landelektra“-Gebäudes mitten in der Stadt, mehr und mehr darin verbaute Grabmale ans Licht kamen, kaum vollständig, teils abgeschliffen passend gemacht, meist aber in handliche Stücke zerschlagen. Aufmerksame Augen haben sie zu retten gewusst – ihre Bergung ist so ausführlich wie spannend beschrieben. Es hat fast 25 Jahre gedauert, bis eine eindrucksvoll-geduldige Gemeinschaftsarbeit und -förderung (so etwa zweimal drei Jahre durch die German-Israeli Foundation) die Zeugnisse nun vor allem der wissenschaftlichen Öffentlichkeit zugänglich machen. Einige Steine bringt das helle Museum des Gemeindezentrums *Schalom Europa* zum Sprechen, alle übrigen lagern dort auf mächtigen Stahlregalen. Durch Glastüren wahrnehmbar bieten sie einen warmtonigen, imposant horizontalen Anblick. Bis zu dieser würdigen Ruhe aber war ein weiter Weg zurückzulegen, den der Initiator und unermüdete Promotor ihrer pflegenden und erforschenden Bewahrung, Prof. Karlheinz Müller, Emeritus der U Würzburg, für sie anzuregen und mit ihnen zurückzulegen hatte, ganz allmählich immer intensiver unterstützt durch Förderer aus Wissenschaft und Geschichtspflege, aus bayerischer Politik und unterfränkischer Gesellschaft.

Müller und Reiner sind sichtlich bemüht, auch den Fragmenten (nur 28% der Steine sind inhaltlich vollständig erhalten) alles abzugewinnen, was sich ihnen nur abgewinnen lässt. Das ist oft spannend, weil klug und bestens informiert, aber auch kühn bis hochspekulativ. Hier ist nicht der Ort, die Technik der Edition einerseits und die Lesungen und Interpretationen andererseits zu besprechen. Es muss genügen festzuhalten, dass ein ungewöhnliches Werk entstanden ist, das helles Licht auf Religion und Kultur des askenasischen Judentums des 12.–14. Jahrhunderts wirft. Nicht mit allem darin Gesagten wird man übereinstimmen können; doch sind alle Überlegungen lehrreich und anregend.

Vieler Hände hat es bedurft, um die endlich ererbte kostbare Last zu erwerben, um sie, bewahrend und erforschend, zu besitzen. Gern wird man sich ihrer erinnern, wann immer dies Monument der Monumente offen vor den Augen liegen wird. *mb*

## Mein Lachen und meine Tränen

„Ich bin kein Dichter, ich bin ein Mensch, der Gedichte schreibt“, so hat sich Jehuda Amichai, des-



Müller, Karlheinz / Schwarzfuchs, Simon / Reiner, Abraham (Rami) (Hrsg.): Die Grabsteine vom jüdischen Friedhof in Würzburg aus der Zeit vor dem Schwarzen Tod (1147–1346). Drei Bände im Schuber. Neustadt an der Aisch: Verlagsdruckerei Schmidt 2011. 240,00 Euro. ISBN 978-3-86652-958-8.

Ludwig und Ruth



sen poetisches Werk ein „intensives, konfliktreiches Leben voller Sinnlichkeit und Humor“ spiegelt, selbst beschrieben. Obwohl in viele Sprachen übersetzt, sei Amichai in Deutschland doch eher unbekannt, sagt der hübsche Band, der eine Annäherung an Leben und Werk des Dichters sucht. Neben autobiographischen Aufzeichnungen und bisher unübersetzten Gedichten enthält er Beiträge mehrerer



Eichmeier, Renate/ Raim, Edith (Hrsg.): Zwischen Krieg und Liebe. Der Dichter Jehuda Amichai. 221 Seiten. Berlin: Metropol 2010. 20,00 Euro. ISBN 978-3-940938-98-5.

Autorinnen und Autoren zu unterschiedlichen Aspekten des Schaffens von Jehuda Amichai.

Der erste Teil befasst sich mit Pfeuffers (Amichais) Kindheit in Würzburg (1924 bis 1935), der zweite beleuchtet sein Leben in Palästina/Israel.

Der Band schließt mit einer Gesamtwürdigung des Menschen Jehuda Amichai und seines dichterischen Schaffens. Trotz ihres chronologischen Aufbaus fehlt der Sammlung eine gewisse literarische Linie. Die Beiträge wirken ein wenig „zusammengesucht“, und nicht jeder, so beispielsweise das Radiofeature von Renate Eichmeier, eignet sich für eine Buchveröffentlichung. Auf der anderen Seite sei nicht übersehen, dass der Band keine Biographie sondern ein Strauß von Einzelbeiträgen ist, die für sich genommen biographisch ausgesprochen aufschlussreich sind: So weist schon der Titel „Zwischen Krieg und Liebe“ auf die beiden Extreme hin, zwischen denen sich das Leben des Dichters bewegt. Um mit dieser Polarität zurecht zu kommen, habe er „die Wörter gebraucht“. Amichais Aussage, „ich habe immer mein Leben geschrieben“, zeigt, wie sehr sein Werk autobiographisch geprägt ist.

Das Interesse daran, selbst zu dichten, begann während Amichais Zeit in der Armee. „Ich bekam großes Verlangen nach Buchstaben ... Gedichte [zu] schreiben war ein Weg, mich von den Belastungen des Krieges zu befreien.“ Die Wurzeln für seinen „Beruf“ sah er jedoch in seinem Elternhaus: „Ich glaube, dass eine Kindheit in einer religiösen und sogar streng orthodoxen Familie es in sich hat, einen zum Dichter zu machen ... All die Riten und Bräuche sind poetisch...“ 1955 erscheint Amichais erster Gedichtband. Sein „innovativer Umgang mit der hebräischen Sprache“ leitete eine „neue Schule der Poetik“ in Israel ein. Als er 1982 die höchste Auszeichnung seines Landes, den Israel-Preis, erhält, heißt es in der Begründung der Jury: „Durch die Synthese seiner Dichtung mit dem Alltagsleben hat er eine revolutionäre Erneuerung sowohl in der Thematik als auch in der Sprache der Dichtung bewirkt.“

Erwähnenswert sind auch die Fotos des Bandes. Auf eines sei hier besonders verwiesen: Es zeigt Ludwig Pfeuffer, den zehnjährigen Jungen, mit seiner gleichaltrigen Spielgefährtin Ruth, Tochter des

Jehuda Amichai

Beide gemeinsam und  
jeder für sich  
(Aus einem Vertrag)

Aus dem Hebräischen:  
Johanna Renate Döring

Erschienen in:  
Emuna. Horizonte zur  
Diskussion über Israel und  
das Judentum.

Themenheft *Junge israelische  
Erzähler*, hg. v. E. u. M. Brocke  
8 (1973), Nr. 1, S. 66)

Mein Liebes, verging schon wieder ein Sommer  
und mein Vater kam nicht in den Park.  
In den Schaukeln schaukeln jetzt  
wir beide. Du – und neben dir ich.

Horizont ohne Schiffe.  
Nichts mehr zu bewahren.  
Hinter dem Berg Soldaten. Patrouillieren.  
Oh Erlösung –  
Uns beiden. Dir und mir.

Mond teilt die Wolken.  
Komm wir wollen uns lieben.  
Kämpften vor dem bewaffneten Zelt  
um Liebe Du nur und ich –:  
vielleicht wäre Hoffnung, Neues noch möglich  
Uns beiden. Dir und mir.

Meine Liebe vielleicht  
die mich ändert wie Salzwasser  
erster Regen.  
Schwemmt mich zu Dir und Du faßt mich.  
Oh Erlösung – vergeblich.  
Wir beide. Doch wieder nur Du, wieder nur ich.

Würzburger Rabbiners Dr. Siegmund Hanover. Auf anrührende Weise bringt das Foto die tiefe Zuneigung dieser beiden jungen Menschen zum Ausdruck, die durch die gemeinsame Leidenserfahrung in Nazi-Deutschland nur noch intensiviert wurde (s. auch die beeindruckenden Lebenszeugnisse zu Ruth Hanover und ihrer Familie, S. 65–98). „Das sonnige Wesen und das tragische Schicksal dieses innig geliebten Mädchens“, das – noch nicht zwanzigjährig – in Sobibor ermordet wurde, hat Jehuda Amichai zeitlebens beschäftigt und in seinem Werk inspiriert.

Der in Israel so hochgeschätzte, ja ausgesprochen populäre Poet, der als Jugendlicher vor den Nationalsozialisten fliehen musste, der Soldat, Lehrer, Familienvater und Freund Jizchak Rabins aus gemeinsamer Palmach-Zeit starb im Jahr 2000 in Jerusalem. Das schönste Bekenntnis zu seinem Land kommt wohl in dem von ihm selbst gewählten Namen zum Ausdruck: *Amichai*, „mein Volk lebt!“

*Annette Sommer*

### Kabbala in Zürich

Hausauflösung – diesen Titel hat die Schweizer Autorin Irène Speiser für ihr Buch gewählt, in dem sie ihrer Großmutter, Ellen Lohnstein, genannt „Granny“, ein liebevolles Denkmal aus Erinnerungsfragmenten und Reflexionen, Zitaten und Fotos setzt. Sie nimmt die Leser mit auf eine Begehung der Züricher Villa, die Granny viele Jahrzehnte bewohnt



Irène Speiser: Hausauflösung. Frankfurt/Main und Basel: Stroemfeld Verlag 2010. 119 Seiten. 18 Euro. ISBN 978-3-86600-063-6.

hatte und die nach ihrem Tod von den Nachkommen aufgelöst werden musste. Irène Speiser stellt ihre Großmutter im Kreis ihrer Familie und ihrer Freunde vor, zu denen Professoren und deren Gattinnen, Künstlerinnen und Künstler gehörten. Auch Gershom Scholem genoss die Gastfreundschaft der Hausherrin und schrieb im Arbeitszimmer an seinen Werken über die jüdische Mystik.

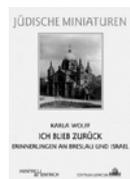
Ellen, 1902 als Tochter einer jüdischen Kaufmannsfamilie in Worms geboren, heiratete 1922

nach Zürich, wo sie – mit einer mehrjährigen Unterbrechung während des Zweiten Weltkriegs in New York – bis zu ihrem Tod im Jahr 1998 lebte. Sie war Musikerin, Bildhauerin, Professorengattin und dabei stets das Zentrum ihrer großen Familie. Irène Speiser hat mit „familiärer Archäologie“ die Spuren von Grannys Vorfahren in Harburg und Worms verfolgt, und einen wunderbar zu lesenden, assoziationsreichen Text geschrieben, der Einblicke in ein großbürgerliches, jüdisch-kosmopolitisches Milieu des 20. Jahrhunderts gewährt, das heute schon wie eine ferne Welt erscheint.

*Ursula Reuter*

### Breslauer Rückblick

Breslau gehörte mit seiner drittgrößten jüdischen Gemeinde vor 1933 zu den bedeutenden jüdischen Zentren des Deutschen Reiches. Hier kam Karla Wolff 1928 als Tochter einer christlichen Mutter und eines jüdischen Vaters zur Welt. Als Zehnjährige erlebt sie den Novemberpogrom, bei dem die *Neue Synagoge*, das zweitgrößte jüdische Gotteshaus im Deutschen Reich, völlig ausbrannte. Nach der Schließung der jüdischen Schulen und dem Verbot jeglichen Unterrichts für jüdische Kinder wird das vierzehnjährige Mädchen Aushilfskraft im *Jüdischen Altersheim*. Dort wird sie Zeugin der De-



Karla Wolff: Ich blieb zurück. Erinnerungen an Breslau und Israel. Jüdische Miniaturen Bd. 119. Berlin 2012. 200 Seiten. 6 Abb. 14.80 Euro. ISBN 978-3-942271-55-4.

portationen, pflegt Kranke und Alte bis zu deren Abtransport in den Tod. Im Sommer 1943 war Breslau „judenrein“. Zurück bleiben die jüdischen Zwangsarbeiter in den Rüstungswerken und „Mischlingskinder“ wie Karla Wolff. Mit ihrem Vater überlebte sie in einem Versteck, verließ nach Kriegsende mit ihren Eltern Breslau in Richtung Westen und emigrierte – ohne ihre Eltern – 1947 auf illegalem Weg nach Palästina. In der überarbeiteten Neuausgabe ihrer Erinnerungen schildert Karla Wolff, die heute mit ihrem Mann in Naharija (Israel) lebt, ihre Kindheit und Jugend in Breslau, das unmittelbare Erleben der Verfolgung und Vernichtung der Breslauer Juden, die schwierige Situa-

tion der überlebenden deutschen Juden nach 1945 unter polnischer Verwaltung und schließlich den Neubeginn in Eretz Israel. Karla Wolffs *Erinnerungen an Breslau und Israel* sind nicht nur ein bewegender persönlich-biographischer Rückblick einer zweifach aus ihrer Heimat Vertriebenen, sie legen auch Zeugnis ab vom untergegangenen Breslauer Judentum.

Joachim Rott

### Jüdisches Leben im mittleren Aischgrund

Der gemeinsame Friedhof an der Diespecker Flur dokumentiert in anschaulicher Weise die Geschichte fränkischer „Landjuden“. Gemeinsam, weil hier zwei Gemeinden beerdigt haben, die Judenschaft von Diespeck und die von Pahres. Das farbig erzählte Buch hebt die Besonderheit des Ortes mit zahlreichen schlicht-schönen, sorgfältig behauenen und chronologisch angeordneten Steinen aus den Jahren 1785–1938 hervor. Ihre Inschriften und weitere dazu erschlossene Quellen lassen uns Aufschlussreiches über jüdisches Leben im „mittleren Aischgrund“ erfahren. Leider ist die Lesung der Grabschriften selbst recht unvollständig und beliebig, so dass das Buch vor allem lokales Interesse anspricht.

as



Vogel, Ilse: *Der Judensäcker*. Begräbnisstätte der Juden in der Diespecker Flur 1785–1938. Eine Dokumentation jüdischen Lebens im mittleren Aischgrund. 236 Seiten. Neustadt an der Aisch: PH.C.W. Schmidt 2010. 32,00 Euro. ISBN 978-3-87707-787-0.

### Währinger Friedhof Wien

Nach unermüdlichen Forschungsbemühungen um Geschichte und Schicksal des Währinger Friedhofs, Begräbnisstätte der 1784–1885 in und um Wien Verstorbenen, werden hier die Ergebnisse sehr detailliert, in ihrer Nüchternheit beeindruckend, vorgestellt. Die Arbeit belegt, wie dringlich die Bewahrung der Reste dieses bemerkenswerten Denkmals Wiener jüdischer Kultur doch ist. Walzer wertet



Walzer, Tina: *Der jüdische Friedhof Währing in Wien*. Historische Entwicklung, Zerstörungen der NS-Zeit. Status quo. 196 Seiten. Wien, Köln, Weimar: Böhlau 2011. 29,90 Euro. ISBN 978-3-205-78318-3.

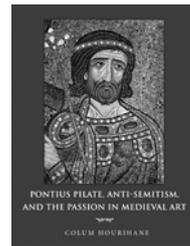
sämtliche verfügbare Daten zum Friedhof während der Zeit seiner Belegung sowie der Jahre und Jahrzehnte nach seiner Schließung bis 1938 aus. Auch der Aktenbestand „zur 1938 einsetzenden Zerstörung“ wird umfassend aufgearbeitet und analysiert. In Österreich das erste Grundlagenwerk dieser Art!

Und es bliebe so viel mehr noch zu tun. Ein Beispielgebendes Werk, dem man die erhoffte politische Wirkung wünscht.

as

### Pilatus, der Jude

Die historischen und frühchristlichen Quellen zu Pontius Pilatus, Statthalter der Besatzer Judäas, fließen nur spärlich und sind bald abgehandelt. Um wie viel reicher tut sich daraufhin das Panorama Tausender Bilder auf, die vom 4. bis zum 16. Jahrhundert Pilatus darstellen, bezogen stets auf Jesus



Colum Hourihane: *Pontius Pilate, Anti-Semitism and the Passion in Medieval Art*. Princeton University Press, Princeton and Oxford. xiii u. 464 S., 8 Farbtafeln, 187 s/w Abb. \$ 57.50. ISBN 978-0-691139-56-2

und „die Juden“! Der Leiter des „Index of Christian Art“ rollt hier eine Kunst- und Kulturgeschichte auf, wie man sie noch nicht kannte. Anfangs ist Pilatus für kurze Zeit ein Christ (Händewaschung = Taufe). Als Heiliger von orientalischen Kirchen verehrt, wandelt sich sein „Image“ im Laufe der Zeit aufs Überraschendste. Vom 9. Jhd. an wird er zum König und bleibt Autoritätsfigur, Richter des „Königs der Könige“.

Das 11. Jhd. liiert den römischen Verwalter mit den Hohepriestern. Pilatus nimmt mehr und mehr „jüdische Züge“ an. Legenden tragen dazu kräftig bei: Pilatus ist Sohn des Herodes oder Bruder des Judas. Er wird immer intensiver zum Juden, mal grob, mal subtil antijüdisch konfiguriert; er nimmt teil an der Geißelung und setzt Jesus die Dornenkrone auf. Hourihane kann überzeugender als alle Früheren belegen, wie markant Pilatus zum Juden wird. „I can think of no other biblical figure who, though not a Jew, was to become such a virulent symbol of anti-Jewish sentiments.“ Auch nach gründlichster Durchforschung aller widersprüchlichen Seiten des Pilatus der Kunst und der Passionsspiele ist sich der Autor nicht sicher, ob er versteht, warum „Pilatus“ sich so sehr verändert hat. Ein großartiges Buch, das am Beispiel Pilatus auch zeigt, wie jede Zeit abhängig von ihren Bedürfnissen und Fantasien ist, von ihrem Wissen und ihrer Einbildung.

mb

# Mitteilungen

## Jetzt online – jüdische Friedhöfe Duisburg

Die fünf jüdischen Friedhöfe Duisburgs können nun mit Unterstützung der Sparkasse Duisburg online präsentiert werden. Sie wurden in den Jahren 2002 bis 2005 von Maïke Strobel dokumentiert, mit Unterstützung der Stadt Duisburg und der Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit Duisburg-Mülheim-Oberhausen. Nathanja Hüttenmeister bearbeitete die Dokumentation für die Webdatenbank *epidat*. Die Dokumentation umfasst die beiden jüdischen Felder auf dem kommunalen Friedhof am Sternbuschweg, Feld 22 und Feld 37a, das jüdische Feld auf dem Waldfriedhof, den jüdischen Friedhof in Mattlerbusch, den jüdischen Friedhof in Beek sowie seinen heute nicht mehr existierenden Vorgängerfriedhof in Ruhrort, dessen wenige erhaltene Grabsteine heute in Mattlerbusch und am Sternbuschweg zu finden sind.

## Jüdische Genealogie

Die Abteilung Ostwestfalen-Lippe des Landesarchivs Nordrhein-Westfalen widmete 2010 ihre Detmolder Sommergespräche der jüdischen Genealogie. Dezember 2011 ist der Tagungsband erschienen: *Jüdische Genealogie im Archiv, in der Forschung und Digital. Quellenkunde und Erinnerung*, hrsg. von Bettina Joergens, Essen 2011. Dreizehn Aufsätze widmen sich den Grundlagen und der Quellenkunde jüdischer Genealogie mit Schwerpunkt Westfalen und Lippe, stellen online zugängliche Personen- und Familiendaten vor, wie die in den letzten Jahren digitalisierten Gedenkbücher oder *epidat*, unsere Edition jüdischer Friedhöfe. Auch die Felder Oral History und Gedenken haben Aufmerksamkeit gefunden, von ihrer Bedeutung für die Holocaustforschung bis zum Umgang damit im Schulunterricht.

## Aktionstage politische Bildung

Zum dritten Mal schon veranstalten wir ein Seminar im Rahmen der bundesweiten *Aktionstage politische Bildung*. Thema diesmal: *Memoria. Jüdische Friedhöfe als Spiegel der Gesellschaft*. Mit unseren Freunden, Schülern, Studierenden und der interessierten Öffentlichkeit wollen wir darüber sprechen, welche Einsichten diese oft einzig

*Dieses Heft von Kalonymos wird Ihnen versuchsweise ohne Kuvert zugestellt – für uns eine beachtliche Kostensenkung – bei Ihnen hoffentlich ohne Beschädigung eintreffend. Danke für Ihr Verständnis! Alles gut angekommen? Wenn nicht, danken wir für Ihre Nachricht*

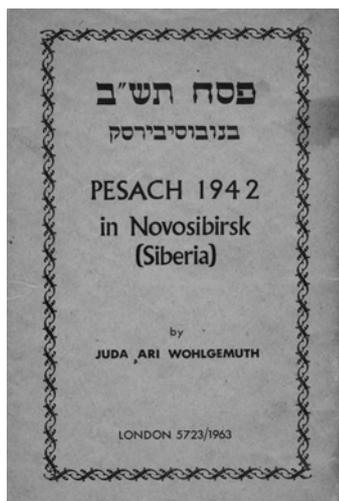
noch sichtbaren Zeugnisse ehemaliger jüdischer Gemeinden heute über die Geschichte des deutschen Judentums geben, wie sie innerjüdische soziokulturelle Entwicklungen wie auch die mannigfachen Bezüge zur nicht-jüdischen Mehrheitsgesellschaft spiegeln. Jüdische Friedhöfe sind bis heute Ziel von Angriffen, so dass auch die immer wieder vorkommenden Schändungen im Themenspektrum unserer Veranstaltung diskutiert werden müssen.

Zum Programm gehört auch der geführte Rundgang über den Friedhof in Essen-Segeroth. Auf dem sonst nicht öffentlich zugänglichen Friedhof finden sich Gräber aus dem 19. Jahrhundert bis in die 1950er Jahre.

Es referieren und diskutieren Michael Brocke, Nathanja Hüttenmeister, Thomas Kollatz und Annette Sommer. Die Veranstaltung findet im Steinheim-Institut statt: Dienstag, 8. Mai 2012, 10:00 bis 14:00 Uhr (detailliertes Programm auf [steinheim-institut.de](http://steinheim-institut.de), formlose Anmeldung erwünscht bei Beata Mache, [mac@steinheim-institut.org](mailto:mac@steinheim-institut.org)).

## Zuwendungen

Bücherspenden erreichten uns auch in diesem Jahr. Vom Duisburger Theologen, Pädagogen und Friedensaktivisten Hans A. de Boer erhielten wir etliche Zeitzeugenberichte sowie englischsprachige Literatur zur jüdischen Religion und Geschichte. Der Gymnasiallehrer und Hebraist Adalbert Böning, der eine Reihe von Übungsbüchern zur Hebräischen Bibel und zur jüdischen Tradition herausgegeben hat, schenkte uns Hebraica und theologische Schriften. Als wir die Kartons auspackten, fiel uns auch ein zierliches Büchlein von Juda Ari Wohlgemuth auf, nebenstehend abgebildet, das wir ihnen gern umseitig noch genauer vorstellen.



## Impressum

### Herausgeber

Salomon Ludwig Steinheim-Institut für deutsch-jüdische Geschichte an der Universität Duisburg-Essen, Rabbinerhaus Essen

### ISSN

1436-1213

### Redaktion

Prof. Dr. Michael Brocke  
Dipl.-Soz.-Wiss. Harald Lordick  
Beata Mache M.A., Annette Sommer

### Redaktions-Assistenz

Karina Küser

### Layout

Harald Lordick

### Postanschrift der Redaktion

Edmund-Körner-Platz 2  
45127 Essen

### Telefon

+49(0)201-82162900

### Fax

+49(0)201-82162916

### E-Mail

[kalonymos@steinheim-institut.org](mailto:kalonymos@steinheim-institut.org)

### Internet

[www.steinheim-institut.de](http://www.steinheim-institut.de)

### Druck

Brendow Printmedien  
47443 Moers

### Versand

Vierteljährlich im Postzeitungsdienst  
kostenlos für unsere Leser

### Spendenkonto

Kt.-Nr. 238 000 343  
Stadtsparkasse Duisburg  
BLZ 350 500 00

Gefördert durch:



Bundesministerium  
des Innern

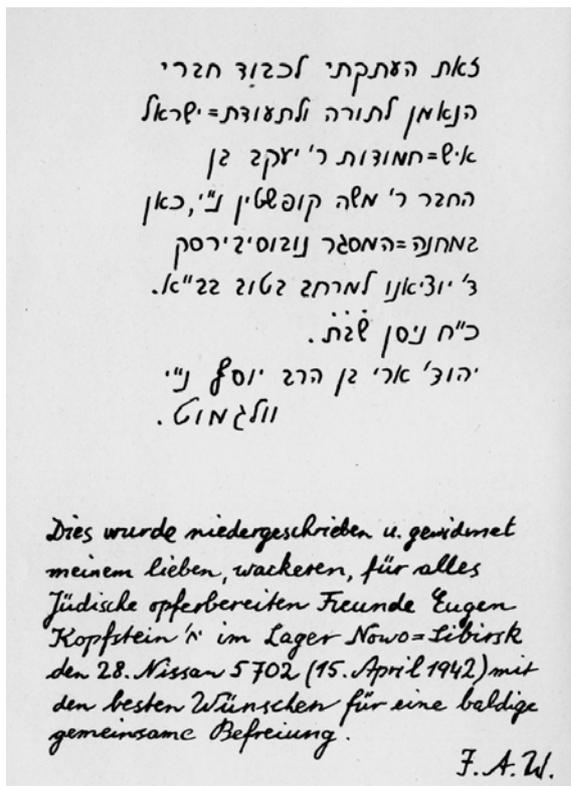
aufgrund eines Beschlusses  
des Deutschen Bundestages

שׁוּם יֵרֶק, שׁוּם עֵשֶׂב לֹא הָיוּ בָּאִים  
 לְמִסְגֵּר-שְׁבִתָּנוּ מִפְּנֵי הַשְּׂבָאִים.  
 אֲדָּי יִשְׂרָאֵל, אִם יִהְיֶה בְּמִדְבַּר פְּרָאִים  
 אוּ בְּהַר-קָדְשָׁם בְּתוֹךְ הַקְּלָעִים.  
 יַעֲשׂוּ רִצּוֹן-אֲבִיהֶם בְּכֹחַ-לְבָאִים.  
 וַיָּאֵת יֵרֶק מֵעֵט מֶר וְלֹא גָעִים  
 לְשֵׁם מְרוֹר וַנְּחַלְקוּ קְטָעִים קְטָעִים.

אִף כִּי הַמַּצּוֹת בְּצִמְצוּם מְנוּיֹת  
 וְלֹא תִשְׁבַּעְנָה נַפְשׁוֹת שְׁבוּיֹת,  
 הָיוּ כֻּלָּן כְּאַחַת לְמַצּוֹה אַפּוּיֹת.  
 וַתִּיחַלְנָה עֵינֵינוּ מִיָּגוֹן פְּדוּיֹת  
 לְלֵילֵי שְׁמוֹרִים בְּהֵן לְחֹז נְטוּיֹת  
 עֵינֵי-הַבּוֹרָא וְלִפְנֵיהֶן גְּלוּיֹת  
 גַּם מַצּוֹת-מִחֲנֹנֵנוּ בְּצָרָה קְלוּיֹת.

Kein Gemüse, kein Kraut pflgte in die Abgeschlossenheit unserer Wohnstatt zu kommen vor dem Antlitz der Lagerbeamten. Aber Israel, ob es nun in der Wüste ein wildes Dasein führt oder auf seinem heiligen Berge inmitten des geweihten Geheges sich aufhält — es wird den Willen seines Vaters mit Löwenkraft vollführen. So kam denn ein wenig Grünzeug, bitter und nicht schmackhaft für den Zweck des Bitterkrautes und wir zerteilten es in einzelne Stücke.

Wenn auch die Mazzoth spärlich gezählt und gefangene Seelen nicht sättigen können, so waren sie doch alle wie eine für die Mizwah gebacken. So harrten unsere Augen, von Kummer befreit der "behüteten Nächte", in dessen sich zur Gunst neigen die Augen des Schöpfers und vor ihnen sind offenbar auch die Mazzoth unseres Lagers, in Not geröstet.



Dies sind zwei von 22 Seiten eines in feinstem Hebräisch verfassten Gedichts über die alltäglichen Schwierigkeiten, im sowjetischen Internierungslager das Pessachfest kosher (*Fest der ungesäuerten Brote, Fest der Befreiung*) zu feiern. Juda Ari Wohlgemuth (Berlin 1903–1957 Zürich), Sohn des Dozenten des Berliner orthodoxen Rabbinerseminars Dr. Joseph Wohlgemuth, war Pädagoge, Gymnasiallehrer. Er entfloh dem NS-Gesetz „zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums“ nach Riga, wo er einige Jahre lehrte, bevor er mit der Familie in Sibirien und Kasachstan interniert wurde. 1947 kehrte er „krank, mittel- und staatenlos“ nach Berlin zurück, fand 1952 endlich in Zürich ein neues Arbeitsfeld. Seine Werke sind, außer in den letzten Zirkeln der deutsch-jüdischen Orthodoxie, vergessen, so sein imposantes, auch bitteres, kulturkritisches Buch ... *Fragt immer: Gut oder böse? Betrachtungen und Anregungen für Zwecke der Völkerverständigung* (Zürich 1954) – eines der frühesten jüdischen Werke der Nach-Holocaust und Nach-Kriegszeit, das, an die sechzig Jahre später, heute so eindrucksvoll wie eigenwillig anmutet. Zu Unrecht vergessen ...